

Wissen

Zukunft der Schweizer Hochschulen

«Die Selektion findet längst statt» // Der Kampf um die Hochschul-Visionen beginnt

Thomas Held und Christian Aeberli vom Think-Tank Avenir Suisse präsentieren eine Studie zur Situation der Schweizer Hochschulen: Droht der Abstieg in die zweite Liga?

NZZ am Sonntag: Der Wissenschaftsrat, die Schweizerische Universitätskonferenz, die Rektorenkonferenz, der Staatssekretär für Bildung - alle entwerfen sie Konzepte für die Zukunft der Schweizer Hochschulen. Brauchte es da wirklich noch ein weiteres Konzept von Avenir Suisse?

Thomas Held: Sie haben die Erziehungsdirektorenkonferenz [EDK] vergessen . . . Uns geht es um zwei Dinge, die alle diese Gremien nicht leisten können. Zum einen um den Blick von aussen auf unsere Situation. Deshalb haben wir eine Spezialistin aus dem Ausland beauftragt: Professorin Barbara Sporn von der Wirtschaftsuniversität Wien. Zweitens geht es darum, dass dieser Blick ungefiltert sein soll. Alle Schweizer Konzepte sind immer Gegenstand von politischen Erörterungen, sie durchlaufen Vernehmlassungen, was dazu führt, dass gewisse Dinge nicht gesagt werden können.

Ihre Studie zum Thema Studiengebühren ist in Zusammenarbeit mit Wirtschaftskreisen entstanden. Vertreten Sie auch hier wieder die Vorstellungen und Wünsche der Schweizer Wirtschaft?

Held: Nein, dieses Projekt ist ganz auf unserem Mist gewachsen.

Was will Avenir Suisse damit erreichen?

Christian Aeberli: Mit der Einführung des Bologna-Modells wird ein einheitlicher Hochschulraum über 40 Länder entstehen. Die Mobilität wird steigen und mit ihr der Wettbewerb um Studenten und Dozenten. Die Schweizer Diskussion hat sich bisher zu stark nach innen orientiert - es geht darum, die Hochschulen der Schweiz in diesem neuen Wettbewerbsumfeld zu profilieren.

Der Blick von aussen nimmt vor allem die Komplexität unseres föderalistischen Systems wahr. Brauchen wir dafür eine Professorin aus Wien?

Aeberli: Die Analyse von Barbara Sporn zeigt auf, wie wenig transparent die Konzeptarbeit zur zukünftigen Gestaltung der Hochschullandschaft abläuft. Die verschiedenen Gremien von Bund und Kantonen entwickeln ihre Konzepte unter Ausschluss der Öffentlichkeit und aneinander vorbei statt gemeinsam.

Held: Lassen Sie mich hier ein Beispiel geben. Weil die Fachhochschulen zum Bereich Berufsbildung gehören, hat der Bund damals die Fachhochschulkommission geschaffen, mit Bedacht ein weit oben angesiedeltes Gremium, dessen Mitglieder vom Bundesrat gewählt werden. Doch weil Fachhochschulen kantonale Einrichtungen sind, haben die Kantone im Rahmen der EDK zusätzlich einen Fachhochschulrat geschaffen. Das Resultat ist eine Verdoppelung der Strukturen, die letztlich eine Aushebelung jener Bundeskompetenz darstellt, die der Gesetzgeber vorgesehen hat.

Frau Professorin Sporn präsentiert fünf mögliche Szenarien. Eines heisst zum Beispiel «Steuerung der Hochschulen über einen zentralen Masterplan des Bundes». Ein anderes lautet «Multinationaler Bildungskonzern» und sieht den teilweisen Verkauf von Universitäten an private Organisationen vor. Sind das nicht Gedankenspiele jenseits jeder politisch-gesellschaftlichen Realität?

Aeberli: Diese Szenarien sind zunächst einmal Bestandteil einer wissenschaftlichen Methode. Es handelt sich um Extremversionen, die Mechanismen aufzeigen sollen, und nicht um Vorschläge.

Held: Aber so weit entfernt von der Realität sind die Szenarien vielleicht gar nicht: Die Idee vom zentralen Masterplan geistert herum, mindestens im Unterbewusstsein gewisser Beamter. Und für das Szenarium «Privatisierte Hochschulen» gibt es ja viele erfolgreiche Beispiele aus anderen Ländern. Die Europäer fürchten sich zu Recht davor, dass Harvard in Europa einen Campus eröffnen könnte, sagen wir: Harvard Interlaken. Die Leute, die heute ihre Kinder in die International School schicken, fänden das sicherlich eine attraktive Option.

Avenir Suisse selbst präsentiert ein eigenes Szenarium. Was ist der Kern?

Aeberli: Unser Modell soll das öffentliche Bildungssystem stärken, damit es im europäischen Bildungsmarkt bestehen kann. Damit unsere besten Leute in Zukunft nicht abwandern zum Studieren und damit unsere Unternehmen vielleicht auch einmal eine Universität bei uns unterstützen statt amerikanische Business Schools, wie sie das heute tun.

Ihr Vorschlag sieht vor, dass jede Hochschule ihre Studierenden selbst wählt. Also Selektion, schon bevor das Studium überhaupt anfängt?

Held: Es ist doch so, dass faktisch die Selektion längst stattfindet: indem zwar zunächst alle kommen dürfen, aber dann bei den Zwischenprüfungen ziemlich brutal selektioniert wird. In St. Gallen ist das erste Jahr eine einzige lange Prüfung. Aber ob das nicht eine Verschwendung ist? Jedenfalls ein System, das beide, die Studierenden und die Institution, sehr belastet. Gerade am Anfang eines Studiums werden die jungen Leute den Massenveranstaltungen ausgesetzt und dem Selektionsdruck, statt dass es darum ginge, das Lernen jedes Einzelnen zu fördern. Jeder,

der das Glück hat, die amerikanischen Verhältnisse zu kennen, weiss, dass hier der grosse Unterschied liegt.

Sie sprechen von einem trivalenten Hochschulsystem: Was heisst das?

Aeberli: Trivalent ist ein Begriff aus der Chemie und heisst dreiwertig. Wir unterscheiden drei Typen von Hochschulen: globale, europäische und nationale. Es sind drei Typen mit verschiedener Zielsetzung, unterschiedlichen Adressaten und unterschiedlichen Kosten, die aber alle drei ihren Wert haben. Die Unterscheidung betrifft übrigens nicht nur Universitäten, sondern auch Fachhochschulen und Institute.

Als Beispiele nennen Sie die ETH für «global», die Universität St. Gallen für «europäisch» und die Uni Luzern für «national». Ist das ein Vexierbild: Wo sind unsere grossen Universitäten?

Aeberli: Als Beispiele haben wir Schulen gewählt, bei denen das heutige Profil nahe an der neuen Typologie liegt: Die Uni St. Gallen hat schon heute das Profil einer europäischen Hochschule. Die Uni Luzern ist aus regionalen Bedürfnissen entstanden, sie ist ein gutes Beispiel für eine regional ausgerichtete Hochschule.

Wo also sehen Sie die Uni Zürich?

Held: Irgendwo im Bereich des Typus mit Ausrichtung auf Europa. Wir hoffen aber, dass sie sich in Zukunft als globale Spitzenhochschule etablieren kann.

Thomas Held, Christian Aeberli

Thomas Held (links) leitet seit 2001 den Think-Tank Avenir Suisse. Christian Aeberli ist der Bildungsexperte von Avenir Suisse und Ko-Autor der Studie «Hochschule Schweiz».

Die Hochschullandschaft der Schweiz - bestehend aus 2 ETH, 10 Universitäten und 7 Fachhochschulen - steht unter wachsendem Druck. Seit Jahren steigen die Studentenzahlen und sinken die Finanzmittel. Nun tritt die Bologna-Reform in die heisse Phase der Konkretisierung, und Ende 2007 läuft auch noch das Universitätsförderungsgesetz aus. Vom neu zu schaffenden Hochschulrahmengesetz wird deshalb nicht weniger als die vollständige Neuregelung der Finanzierung und Steuerung der Schweizer Hochschulen erwartet, und entsprechend fieberhaft wird in den Gremien von Bund, Kantonen und Schulen an Visionen, Konzepten und Vorschlägen gearbeitet.

Klärung der Positionen

Noch werden die Pläne gehütet wie Staatsgeheimnisse. Doch nun könnten sich die Positionen der wichtigsten Spieler im Hochschul-Poker endlich klären: Mitte April will die Rektorenkonferenz (Crus) ihr lang beratenes Strategiepapier vorstellen, in dem sich die 12 Hochschulen ein bindendes Regelwerk für die Gestaltung der Bachelor- und Master-Studiengänge geben wollen. Und Ende April wird die Projektgruppe des Bundes unter Leitung von Staatssekretär Kleiber dem Bundesrat konkrete Vorschläge für die gesetzliche Neugestaltung unterbreiten.

Der Think-Tank Avenir Suisse hat nun den Anfang gemacht und diese Woche mit «Hochschule Schweiz»* einen ersten Vorschlag auf den Tisch gelegt. Um einen politisch unabhängigen und wissenschaftlich fundierten Blick bemüht, hat man eine Expertin aus dem Ausland als Autorin der Studie engagiert: Barbara Sporn, Professorin für Hochschulforschung und Vize-Rektorin der Wirtschaftsuniversität Wien.

Barbara Sporn begann ihre Arbeit mit der Befragung von 19 Experten und Expertinnen der Schweizer Hochschulszene: Bildungspolitiker und -forscher sowie Vertreter der verschiedenen hohen Schulen. Die anonymisierte Auswertung der Gespräche zeichnet das vertraute Bild eines helvetischen Malaises: Grosse Unzufriedenheit mit der Vielfalt der Strukturen und Institutionen, Frust mit Überregelung und ein schwelender Kampf um Kompetenzen. Im Schutz der Anonymität zeigt sich allerdings auch ein überraschender Konsens: Höhere Studiengebühren sind weitherum vorstellbar geworden, ebenso die Selektion von Studierenden durch die Hochschulen selbst.

Als Nächstes stellt die Studie im Sinne eines Benchmarking drei europäische Länder mit ihrer tertiären Bildungslandschaft vor: Österreich, das sein Hochschulsystem völlig reformiert hat und heute mit 21 Universitäten (davon 6 Kunsthochschulen) doppelt so viele Studierende zählt wie die Schweiz; die Niederlande mit ihrem anerkannt fortschrittlichen System; Grossbritannien, das schon vor 20 Jahren einschneidende Reformen einleitete und heute zwar mit grossen Finanzproblemen, aber auch mit mehreren herausragenden Schulen von Weltrang dasteht (Beispiel: London School of Economics). Im Vergleich mit diesen Ländern zeige sich ein deutlicher Reformrückstand unseres Landes, der sich auch in der extrem tiefen Akademikerquote manifestiere: Gerade 19 Prozent beträgt der Anteil der Hochschulabsolventen in der Schweiz gegenüber dem OECD-Durchschnitt von 30 Prozent. Gute Noten erhalten in der Analyse von Barbara Sporn einzig die Führungsstrukturen der Universitäten und ETH und deren zunehmende Autonomiebestrebungen.

Szenario Ausverkauf

Was tun? Die Wiener Hochschulforscherin präsentiert zunächst fünf idealtypische Szenarien, die mögliche Lösungen in Extremform darstellen, vom staatlichen «Masterplan» bis zum Ausverkauf der Universitäten an Private. Christian Aeberli, der Bildungsexperte von Avenir Suisse, destilliert daraus den Vorschlag des Think-Tanks. Dieser sieht eine «trivalentes System» vor, welches Universitäten, Fachhochschulen und Institute je nach Konkurrenz- und Einzugsgebiet als «global» (Beispiel ETH), als «europäisch» (Universität St. Gallen) oder als «national» (Uni Luzern) positioniert und auch honoriert. Um diese Differenzierung der Hochschulen zu befördern, fordert auch Avenir Suisse einen «Masterplan», in dem sich Bund und Kantone auf bestimmte Steuerungsregeln einigen. Zum Beispiel auf eine Finanzierung, die nicht nur über

Pro-Kopf- Beiträge erfolgt, sondern die erwünschten Resultate (kurze Studiendauer, niedrige Abbrecherquote usw.) belohnt. Höhere Studiengebühren und das Recht jeder Institution, ihre Studenten selbst auszuwählen, gehören selbstverständlich zum Konzept.

Hinter den Kulissen tobt der Machtkampf schon seit langem. «Hochschule Schweiz» eröffnet nun hoffentlich die Diskussion auch in aller Öffentlichkeit.

*Barbara Sporn, Christian --Aeberli: Hochschule Schweiz. Ein Vorschlag zur Profilierung im internationalen Umfeld. Avenir Suisse, Zürich 2004.